

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herald.

Grand, Island Nebr., Donnerstag, den 10. Januar 1918

Die Cobra.

Erzählung von Fritz Panjegeau.

Das Souper war vorüber. — Aus den Speisefälen eines der luxuriösen Fremden-Paläste in Kairo strömten lachend, stierend und scherzend die Gäste und verteilten sich gruppenweise in den Gärten, auf die Veranda oder in den Ballsaal, in dem soeben ein ungarische Zigeunerkapelle ihre Weifen ertönen ließ.

Im Grill Room des Hotels saßen einige Damen und Herren beisammen, die, in bequeme Korbfessel zurückgelehnt, sich dem Genuße der ägyptischen Zigarette hingaben. Es herrschte die behagliche Stimmung, in der man sich nach einer vorzüglichen Mahlzeit befindet; wenn der Wein die Gemüter etwas erregt hat und die Unterhaltung leicht dahinfließt, ohne erregtere Formen anzunehmen oder ein schwieriges Problem zu behandeln. Man hatte die geplanten Ausflüge nach Assuan sowie den Pyramiden von Gizeh besprochen, und eine junge Dame, deren sehnige, trainierte Gestalt und gelassenes Wesen die sportliebende Britin auf den ersten Blick verriet, lenkte nun das Gespräch auf den „Schlangenschwörer“, der sich nach dem Dejeuner im Hotelgarten produziert hatte.

„Alles nur Gaudeluststücke“, bemerkte der Vater der jungen Dame, ein älterer Herr. Er legte die „Times“ aus der Hand, deren Büttenbericht er soeben flüchtig studiert hatte, und fuhr fort, „es handelt sich hier um gänzlich ungefährliche Tiere, oder glauben Sie, daß ein sogenannter „Schlangenschwörer“ etwa eine Giftschlange mit sich führen wird, um für die wenigen Pfennige, die ihm die Zuschauer in den Keller werfen, sein Leben aufs Spiel zu setzen?“

„Und dennoch kommt dies vor, namentlich in Indien“, antwortete sein Gegenüber, ein junger deutscher Gelehrter. Doch der Witte suchte diesen Einwand zu entkräften und sagte überlegen lächelnd:

„Nun, so hat man der Schlange die Giftzähne ausgebrochen, was ein paar Geschickte, entschlossene Eingeborene leicht ausführen können. Die Orientalen verleben es, uns zu zweifeln auf manche Art zu täuschen.“

Der Deutsche nickte zustimmend:

„Dazu mag in den weitaus meisten Fällen wohl zutreffen, doch ein Erlebnis hat mich einmal belehrt, daß es auch Ausnahmen geben kann.“

„Ach bitte, erzählen Sie, Herr Doktor!“ rief die junge Britin, und „Bitte erzählen“ boten auch die übrigen Damen und Herren. Sie rühten ihre Sessel näher, um besser hören zu können, denn durch die geöffneten Saaltüren tönte die Ballmusik und vernünftige sich mit dem Lärm, der vom Esbelsplatz dumpf heraufscholl.

Der Gelehrte zündete sich eine frische Zigarette an und begann:

„Gern will ich Ihrem Wunsch entsprechen, denn ich habe den Vorfall noch genau im Gedächtnis, trotzdem er bereits einige Zeit zurückliegt.“

Vor einigen Jahren befand ich mich im nördlichen Indien, um mich dort — sozusagen an der Quelle — dem Sanskritstudium zu widmen. Vom englischen Gouvernement in Lahore erbat ich die Erlaubnis, die alten, herrlichen Paläste, Mausoleen, Pagoden und Heiligengräber besuchen zu dürfen, an denen diese alte Stadt, die frühere Residenz des Großmoguls, so reich ist. Der Gouverneur erlaubte mir dies nicht nur, sondern brachte meinen Studien auch lebhaftes Interesse entgegen. Auf seine lebenswürdige Einladung verbrachte ich eine Reihe schöner Abende im Gouverneurs-Hause, in deren Verlauf mir der hohe Beamte, ein vorzüglicher Kenner Indiens, seine meinen Studien nur förderlich sein können reich praktischen Erfahrungen zur Verfügung stellte. Kurz bevor mein Aufenthalt in Lahore seinem Ende zuging, hatte ich Gelegenheit, in Gesellschaft des Gouverneurs an einem Gartenfeste teilzunehmen, das ein ihm befreundeter Maharadscha veranstaltete. Von der märchenhaften Pracht, welche indische Fürstentümer bei solchen Festen entfalten, hatte ich viel gehört und gelesen, aber was ich hier erblickte, übertraf weit meine Erwartungen. Die Wunder des alten Indiens, die Märchen aus „Tausendundeine Nacht“, welche wir alle wohl in unserer Kindheit mit glühenden Wangen gelesen haben, schienen neu aufzuleben. Der Maharadscha war ein lebenswürdiger Wirt, und ich lernte ihn als einen feingebildeten Mann kennen, der geistreich zu plaudern verstand und nichts von dem Wesen eines exzentrischen Rabobas an sich hatte, das man

den indischen Fürsten im Abendlande so oft andichtet. Nach dem im Freien eingenommenen Souper führten Baladoren ihre phantastischen Tänze auf; dann trat ein Hindu in den Kreis, den die Zuschauer um die Tänzerinnen gebildet hatten. Er war ein hagerer Mann mit einem bleichen, von einem schwarzen Bart umrahmten Gesicht, dem die tiefstehenden, nachtschwarzen, von langen Wimpern beschatteten Augen ein düsteres Aussehen gaben. Seine Bewegungen waren langsam, apathisch — von einer unfähigen Müdigkeit.

Der Mann setzte einen schwarzen Kasten nieder und nahm den Deckel ab. Eine zusammengeringelte Cobra, Indiens gefährliche Giftschlange, hob den Kopf und musterte mit feindseligen Blicken die ihre fremde Umgebung. Der Hindu hockte sich ein paar Schritte entfernt nieder, holte aus seinem faltigen Gewande ein einer Föhle ähnliches Instrument hervor und begann ein indisches Volkslied zu spielen. Die munteren Töne schienen die Schlange zu erhitzen, sie richtete sich vollends auf, breitete ihr Schild aus, glitt aus ihrem Gefängnis heraus und schneite zischend auf den Hindu zu. Dieser richtete seinen Blick starr auf ihre Augen, die plötzlich inhielt. Der Hindu spielte nun eine getragene, melancholische Weise. Die Cobra schlug heftig um sich, beschrieb Kreise, schien sich zu unlöslichen Knoten zu verwirren, die sich sofort wieder öffneten, wurde dann ruhiger, neigte im Rhythmus zur Musik ihr Haupt hin und her und wand sich schwächer und immer schwächer.

Der Hindu beugte den Kopf vor und heftete seinen Blick unverwandt auf die Augen der Schlange, während er seinem Instrument leise, gleichsam flüsternde Töne entlockte. Die Cobra lag jetzt langausgestreckt auf dem bunten Rasen; ein letztes vergebliches Aufbäumen, ein Zucken des ganzen Körpers — die Giftschlange war in einem Traumbestand versunken. Der Schlangenschwörer legte sein Musikinstrument beiseite und näherte sich vorsichtig der Cobra. Er streifte das Tier, flüsterte ihm zärtliche Worte zu, ergriff darauf den glatten, flügel schillernden Körper und wand ihn immer leise flüsternd, um seine Schultern. Dann senkte er seine Lippen, den Kopf der Schlange. Lautlos, langsam, ganz langsam — auf voller Spannung hatten wir die Vorgänge verfolgt.

„Ein Kuß auf zarte Frauenlippen mündet ohne Zweifel besser“, ließ ein Witzbold vernehmen, „aber so eine Schlange kann ich auch küssen.“

Über das Gesicht des Maharadscha, der diese Aeußerung vernommen hatte, ging ein Zug des Unwillens. Auch der Gouverneur, in dessen Nähe ich mich befand, ließ eine tadelnde Bemerkung fallen. Der vorlaute Gast war ein junger, eleganter Franzose, der Sohn eines Pariser Großindustriellen, dem die Millionen seines Vaters gestattet, sich als Globetrotter zu betätigen. Auch der Hindu mußte den Sinn der Worte verstanden haben, denn er hob den Kopf und blickte lange auf den Spötter. Ein Blick, in dem unerschöpflichster Haß und unaussprechliche Wut zu liegen schienen. Der junge Weltreisende achtete jedoch nicht darauf. Da er bei der Tafel dem Champagner etwas reichlich zugespanden hatte und sich einbildete, man zweifle an seinem persönlichen Mut, erklärte er nochmals, ganz wie der Schlangenschwörer, seine eigenen Lippen auf den Kopf der Cobra drücken zu wollen.

„Taten! Taten! — nicht nur Worte!“ rief ein Offizier von der Panschab-Infanterie scherzend.

Der Franzose zögerte nicht länger. Er bot dem Hindu fünf Pfund, wenn er die Schlange, die inzwischen wieder erwacht und in ihren Krallen zurückgebracht war, nochmals in den Zustand der Willenslosigkeit versetzen würde.

Der Maharadscha machte den Tollkühnen auf das Gefährliche seines Begleitens aufmerksam, aber dieser beharrte auf seinem Verlangen und warf dem Hindu eine Hand voll Goldstücke zu. Der Schlangenschwörer ließ das Geld unbeachtet, nur in seinen schwarzen Augen leuchtete es auf, als er den Kasten öffnete, in dem sich die Cobra befand. Dann nahm er seine Föhle und begann zu spielen.

Der Sanskritforscher machte eine Pause, um seine erloschene Zigarette in Brand zu setzen. Aus dem Ballsaal kam eine elegante Pariserin, gefolgt von einem Schwärmer befrachteten Herren. Erhaunt blickte sie auf die schweigende Gruppe, als wolle sie fragen: was ist denn in euch gefahren, tanzt und stirtet doch, denn dazu ist man hier.

Lachend verschwand die Gruppe im Garten.

Der Erzähler fuhr fort:

„Die Cobra wurde zuerst wieder zornig, führte dann von neuem ringelnd, windend und schlängelnd ihren phantastischen Tanz auf, wurde ruhiger und schien schließlich durch die Musik, die flüsternden Worte und den starrten, faszinierenden Blick ihres Meisters wiederum in jenen unerklärlichen Traumbestand versunken zu sein.“

Wir waren so in die Betrachtung des hochinteressanten Vorganges versunken, daß wir nicht bemerkt hatten, wie der Franzose seinen Platz verlassen, und nun plötzlich in der Nähe des Hindu stand. Es war zu spät, ihn nochmals zum Aufgeben seines waghalsigen Unternehmens zu bewegen, denn jeder Lärm hätte die Cobra aus ihrem Traume erwecken können. Ich hoffte im Stillen, daß es sich nur um eine ungefährliche Giftschlange handelte, die man der Giftzähne beraubt hatte. Als mein Blick jedoch auf den Hindu fiel, wurde ich anderer Ansicht. — Ein Lächeln verzerrte sein Antlitz, ein triumphierendes, entsetzliches Lächeln. —

Der Franzose, etwas bleich, ergriff entschlossen die Cobra, legte sie um seine Schultern und verlegte ihren Kopf seinen Lippen nahezubringen, was ihm auch gelang.

„ — — — Aber plötzlich wurde ein Zischen hörbar, ein gräßlicher Schrei ertönte und förmlich fauchend glitt die Schlange auf den Boden nieder.“

Der Franzose taumelte noch ein paar Schritte und sank dann ohnmächtig zusammen. Aus seiner linken Wange sickerten einige Tropfen Blut. Glücklichweise behand sich ein Arzt unter den Gästen, der sich mit mehreren Dienern um den Gebliebenen bemühte.

Ich sah mich nach dem Hindu um; er war mit der Schlange verschwunden.

Man erging sich in Vermutungen, weshalb die Cobra plötzlich so zornig geworden sei. Ein Leutnant des Rawala-Wil-Bataillons meinte, sie wäre nur an ihren Meister, den Hindu, gewöhnt, und habe, zu früh aus ihrem Traumbestand erwacht, die Nähe eines Menschen gewittert.

Der Maharadscha aber sagte:

„Die Augen der Schlange blicken stets kalt; sie sind kein Spiegel innerer Erregungen, wie die des Menschen, aber ist es nicht möglich, daß auch im Inneren dieses glatten, kühlen Tieres Empfindungen wie Haß, Liebe, Feindschaft, Zuneigung wechseln? Niemand weiß es!“

Der Arzt hatte inzwischen die Untersuchung beendet und meldete dem Fürsten:

„Medizinische Kunst ist hier vergebens! Der junge Mann ist — — — tot!“

„ — — — Der Gelehrte schwieg. — Eine Weile sah die kleine Gesellschaft schweigend beisammen.“

„Gute Nacht! — — — Good night!“ erscholl es dann, „morgen nach Gizeh!“

Das Gastrecht.

Von L. von Vogelsberg.

Es war um vier Uhr mittags auf der Place Moustapha in Algier. Überall herrschte Totenstille.

Und mitten in dieser Stille und Sonne stand der Doktor der Philosophie Wilhelm Hengelin. Stand stumm und starr und hing tief sinnigen Gedanken nach.

„Monneur, Sie werden sicher einen Sonnenstich bekommen!“ sagte plötzlich eine volle Stimme hinter ihm.

Erstaunt drehte sich Hengelin nach dem freundlichen Mahner um. Es war ein Zuaen-Sergeant, ein prachtvoller Kerl mit mächtigem schwarzen Bart und bronzenem Gesicht. Er ließ eine Zigarette zwischen den schneeweißen Zähnen spielen und lächelte dem Doktor freundlich zu.

„Dui, c'est ca! Es ist so, mein Herr! Sie kennen wohl die afrikanische Sonne noch nicht?“

Doktor Hengelin schüttelte den Kopf. „Nein, ich bin erst seit zwei Tagen hier!“

„Aha!“ Der Sergeant kniff verächtlich die Augen ein und deutete auf seine Brust. „Ist's nicht so?“

Aber der andere schüttelte heftig den Kopf. „Bewahre! Deshalb bin ich nicht hier, ich hab' Gott sei Dank gesunde Lungen! Aber weiter hinein will ich ins Land, Ausgrabungen vornehmen!“

Der Zuaen nickte zustimmend. „Sehr gut, Monsieur! Aber nun gehen Sie, bitte, aus der Sonne, sonst kriegen Sie doch noch etwas ab!“

Hengelin betrachtete den prächtigen Krieger mit Wohlbehagen und tralänglich in den Schatten der rahschelnden, giftgrünen Palmen. Der Mann und sein offenes Wesen gefielen ihm und, einer Eingebung folgend, lud er ihn zu einer Schale Kaffee ein.

Mit einer höflichen Verneigung nahm der Zuaen an und im dürftigen Schatten der Häuser streben sie einem arabischen Kaffeehaus zu.

„Sie sind nicht aus der Gegend?“ fragte Hengelin, indem er prüfend das stolze, schöne Gesicht betrachtete.

„Nein, Herr; ich bin aus dem Rif — Hassan el Mohri heiß ich!“

„Und Sie stehen in französischem Diensten?“

„Ja, Herr!“ Das schnitt so kurz und scharf jede weitere Frage ab, daß Hengelin auf ein anderes Thema überging, zumal sie inzwischen in dem primitiven Kaffeehaus angelangt waren.

„Man wird es nicht gut heißen, Herr, wenn man Sie in dieser Spekulante unter meinesgleichen sieht!“ meinte der Kabyle in spöttischem Ton.

„Danach frage ich nichts!“ sagte Hengelin ruhig. „Was sollte man übrigens dabei finden?“

Hassan el Mohri zuckte die Achseln. „Je nun, Herr, ich sah Sie heute Mittag mit Kapitän Drouot, und Monsieur le Capitain ist sehr empfindlich!“

„Meinetwegen!“ Der schwäbische Doktor war nicht so penibel in seinen Anschauungen. „Übrigens ist Kapitän Drouot der Kommandeur der Mannschaft, die mich zur Ruinenstadt begleitet!“

Der Kabyle nickte eifrig und schob die Zigarette, die ihm Hengelin reichlich, zwischen die Lippen.

„Stimmt, Herr! Und ich gehöre zu Kapitän Drouots Leuten, werde Sie also auch begleiten!“ Er lachte über das ganze Gesicht wie über einen guten Witz. Und dann, während er den Kaffee schlürfte, sah er über die Schale hinweg nach Hengelin hinüber. „Sagen Sie, Monsieur, wie gefällt Ihnen der Kapitän?“

Hengelin war durch diese unerwartete Frage erst sehr überrascht, dann unangenehm berührt.

„Ich verstehe nicht!“ ... meinte er, sehr reserviert.

Doch der Sergeant schüttelte den Kopf. „Nein, so ist's nicht gemeint! Ich will fragen, würden Sie ihn aus freien Stücken zum Freund wählen?“ Und als er das immer noch kühlte Gesicht Hengelins sah: „Sagen Sie ohne Sorge — eher reden die Berge des Schawa als Hassan el Mohri!“

„Aha!“ Der Kabyle nickte mit einem Aufblicken. „Nein, als Freund möchte ich ihn nicht!“

Das Gesicht des Kabyles zeigte wieder das alte, lebenswürdige Lächeln. „Er ist mein Todfeind!“ sagte er ruhig.

Hengelin war von seinem niedrigen Sitz aufgesprungen und starrte den Mann an.

„Mein Gott, und das sagen Sie mit so ... so ...“

Der Zuaen behielt sein Lächeln bei. „Warum nicht? Hier ist er doch sicher vor mir! Hier ist das Land meiner Väter, und er ist mein Gast!“

Etwas beruhigt setzte sich Hengelin wieder. „Ist das?“

„Ja, doch!“ Algier ist der Boden meines Volkes, und das Gastrecht ist heilig!“

„Und dort, wohin ihr mich begleitet?“

„Dort kennt sich unser Land von dem der Beni Hammada!“ sagte der Kabyle ernst.

Eine Weile blieb's ganz still in dem Raum; dann standen beide auf.

„Und warum lassen Sie Kapitän Drouot?“ fragte Hengelin beim Auseinandergehen zögernd.

„Er ließ meinen Vater töten! Leben Sie wohl, Herr, und auf Wiedersehen!“

Während des Marsches nach der Ruinenstätte war von einem gespannten Verhältnis zwischen dem Kapitän und seinem Sergeanten nicht viel zu merken. Hassan el Mohri tat seine Pflicht wie jeder andere, nur in seinem Gesicht bligte ab und zu etwas auf, das ausfiel, wie nervöse Spannung oder lauernde Erwartung.

Diese unehliche Erwartung schien sich auch Doktor Hengelin mitzuteilen. So sehr er darauf brannte, seine Tätigkeit zu beginnen, dieses seltsame Angittergefühl ließ ihn nicht los. Es verfolgte ihn Tag und Nacht, und in seinen Träumen sah er den braunen Menschen hohnlachend das blühende Messer in die Brust des Offiziers versenken. Und dabei schalt er sich einen Narren; er ganz allein stand die Todesangst aus, während die beiden anderen gleichmütig ihre Wege gingen, der eine schunungslos und Hassan el Mohri in der sicheren Erwartung des unausbleiblichen Erfolges.

Bis eines Tages, um der Marter ein Ende zu machen, Hengelin dem Sergeanten beiseite nahm. Doch Hassan lächelte unbekümmert.

„Sagen Sie unbesorgt, Herr! Allah wird's schon fügen, daß meine Hände rein bleiben.“

Dieser Trost hatte einen sehr problematischen Wert, und Doktor Hengelin sahte ihn auch so auf. Bis eines Tages Kapitän Drouot die Außenposten zurückzog und die eingeborenen Soldaten mit verstärkten Geschützen herumliefen.

„Was ist?“ erkundigte sich Hengelin, der seine Arbeit gefährdet sah.

„Löwen!“ sagte man ihm und rief die Augen nach entsetzt auf, so, daß das Weiße hervorquoll.

Und es war so. In der Nacht hatte der „große Herr“ eine Ziege geschlagen und vorher ein Lamm. Damit wurde der Proviant knapp und Kapitän Drouot kam in Wut. Aber wenn er auch zehn Franz Schupprämie aussetzte, er löste damit keine Maus hinter dem Ofen hervor. Da wurde in der folgenden Nacht die zweite Ziege gerissen. Der Kapitän schäumte und befahl für die nächste Nacht ein Kesselreiten. Er dachte dabei an Hassan el Mohri und rief ihn.

„Du hast schon Löwen geschossen, Sergeant?“

„Ja, mon capitain, ein Duzend!“

„Gut, du sollst heute nacht die günstigste Stelle haben für einen guten Schuß, verstehst du?“

„Ja!“

„Und die Prägnie bekommst du auch!“

„Ja!“

Als Hassan el Mohri sein Gewehr in Ordnung brachte, konnte er den Gedanken nicht los werden, daß es kaum das Wohlwollen des Kapitäns gewesen war, das ihn an diesen Platz stellte.

Die Nacht kam. An einer gestirpumpwucherten, halb bloßgelegten Säule stand Hassan el Mohri, nachlässig und unaufmerksam, die Büchse im Arm. Fünf Schritte vor ihm Doktor Hengelin, aufgeregt und im Klaren darüber, daß er den Löwen absolut sicher fassen würde. Dann Kapitän Drouot, womöglich noch nachlässiger als sein Sergeant. Vor den dreien lag ein Gestrüpp, immergrün und stachelig, wie es der Wüste eigen ist. Und plötzlich kam aus dem Gestrüpp ein Geschrei und ein Matschen und Geöse.

Drouot nickte. „Sie treiben den Löwen! Hassan gib acht!“ rief er hinüber und zündete sich eine neue Zigarette an. Aber der Sergeant richtete sich nicht. Nur die aufgeregte Phantasie Hengelins wollte in seinen Augen ein tüdliches Glimmern und Leuchten bemerken.

Näher und näher kam der Lärm, bis er auf einmal abbrach. Einen Augenblick war's totensstill. Dann schoß etwas durch die Luft, gewaltig und sandgelb, gerade auf die Stelle nieder, wo Kapitän Drouot stand. „Der Löwe, um Gotteswillen!“ schrie Hengelin und suchte vergeblich sein Gewehr anzuschlagen.

Ein tiefes, wütendes Anruten klang über den Sand und zwei grüne leuchtende Augen funtelten ihn an wie eine furchtbare Drohung. Der Löwe lag breit über dem Kapitän, im Vollgefühl des Sieges.

„Hassan!“ rief Hengelin wieder. „Aber der Zuaen rührte sich nicht, und plötzlich richtete er sich auf und verschlang die Arme über der Brust.“

„Lassen Sie, Monsieur, es ist Allahs Wille! Nun wird das Blut meines Vaters Ruhe finden!“

Hengelin sah, wie die weißen Augen des Löwen die Entfernung zwischen der Säule und der Bestie maß. Nur einen Augenblick — dann suchte ein Schatten vorbei, Stahl bligte im Mondlicht auf und ein gräßliches Gebrüll folgte. Im nächsten Augenblick rollte der Löwe, sich dreimal überschlagend, in den Sand.

„Hassan!“ sagte Doktor Hengelin und stand schauernd dabei, während sich der Kapitän ächzend aufzurichten suchte.

„Lassen Sie, Herr“, sagte da Hassan el Mohri wieder, „da, wo Sie stehen, ist die Grenze zwischen meinem Volk und dem Beni Hammada. Kapitän Drouot war in meinem Land und der Löwe verletzte das Gastrecht. Ich sah's im letzten Augenblick — darum mußte ich ihn töten! Allah ist groß und das Blut meines Vaters wird noch gerächt werden!“

Damit salutierte er vor seinem eornunden Kapitän und rief die Leute zur Hilfe herbei.

Verfängliche Fragen.

Der berühmte Theologe August Tholud (1799-1877) hatte schon in seiner in Trübsal und Leiden verkommenen Jugend starke Neigung zum Absonderlichen, ja sogar psychopathologische Züge gezeigt. Im Alter trat die Neigung zum Apaten wieder stärker hervor, und Tholud wurde in fast ausschließlichem Verkehr mit seinen Studenten der sturste Studentenvater genannt. Einen Schüler, der seine Gastfreundschaft zum ersten Male genoss, suchte er fast immer mit der Frage in Verbindung zu setzen: „Lieben Sie meine Frau?“ Erötend und betlegen verneint der Gefragte und bekommt nun den strahlenden Vorwurf Tholuds zu hören: „Sind denn das aber christlich?“ Andere der zahlreichen „blauen Fragen“ Tholuds, wie die Studenten diese nannten, waren z. B.: Warum der liebe Gott so viel: Christen und so wenig Preußen geschaffen habe? Oder: Wen der Student höher achte, Schiller oder Amos? Oder: Warum die Säume Mütter hätten und keine Haare? Auf diese letzte Frage gab ein Student, der sie schon kannte, die Antwort: Gott habe in seiner Weisheit eingesehen, daß so viele Förster doch nicht würden angeestellt werden können, wie nötig sein würden, um allen Bäumen die Haare zu kämmen und Zöpfe zu flechten:

Grenadiere und Professor.

Die außerordentliche Vorliebe des zweiten Kreuzenkömigs für lange Soldaten ist bekannt. Weniger bekannt dürfte sein, daß diese königliche Schwäche für die „Mehringens“ auch einmal bei der Belegung eines Lehrstuhles von Bedeutung gewesen ist. Und das kam so: An der Universität Halle zählte zu den hervorragenden Mitgliedern des Lehrkörpers der Professor der Rechte Ludovici, dem wiederholt invidienhafte Anträge gemacht wurden, die ihn auch materiell weitlich besser gestellt haben würden. Aber König Friedrich Wilhelm I. wollte Ludovici in Halle nicht missen, und stets wurden daher die Abwidlungsbedingung des berühmten Rechtslehrers abschlägig beidie. Da berief der Landgraf Ernst Ludwig Professor Ludovici im Jahre 1721 als zweiten Rechtslehrer und Vizkanzler nach Weifen; gleichzeitig mit seinem Immediatgericht an den preussischen König aber schickte er dreien mehrere Akuten von erhaunlicher Körperlänge „zur freien discretion“, und — und siehe da! — nun stand mit einem Male dem Abgange Ludovici ein Hindernis nicht mehr im Wege.

— Sein Zukunftsbild

Bedächtig: „Das ist also kein Papa, so etwa dürfte also Fritz bei unserer silbernen Hochzeit aussehen.“